

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 12

Rubrik: Die Dichter und wir

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Dichter und WIR

Der Künstler hat das hohe Privileg, dass er mit den Göttern zu Tische sitzen darf; aber um seine Tafel auf Erden ist es meistens um so kärglicher bestellt. | In unserer kleinen Demokratie, wo wir so leicht geneigt sind, die bürgerliche Mittelmässigkeit als Maßstab aller Dinge zu erklären, hat es der Künstler besonders schwierig. | W e d e - k i n d hat den bitteren Refrain von den ausgefranst Hosen des Dichters verfasst, und Gottfried Keller, dem es doch am äussern Erfolg nicht fehlte, nannte die Schweiz «einen Holzboden für Poeten». Ist dieser Ausspruch auch heute noch richtig? | Oder hat es die heutige Dichtergeneration leichter? | Wir haben einige bekannte Schweizer Schriftsteller gebeten, sich zu dieser Frage zu äussern. Hier sind ihre Antworten. | In einer nächsten Nummer werden wir das gleiche Problem vom Standpunkt des bildenden Künstlers aus behandeln.

Jakob Bührer:

Sie reden mich als einen der führenden schweizerischen Schriftsteller an. Ich muss diese Qualifikation ablehnen. Einmal will ich für den heutigen geistigen Zustand der Schweiz keine einem Führer zukommende Verantwortung übernehmen, zum andern muss dem Führer jemand folgen, eine Voraussetzung, die bei mir entschieden nicht zutrifft.

Im übrigen ist das Gottfried Keller-Wort ein Poetenwort. Keine mathematische Wahrheit. — Der Dichter hat es in der Schweiz genau so gut und so schlecht wie in der übrigen Welt. Er kann es ganz haben, wie er will. Wenn er Romane schreibt, die der schweizerischen Durchschnittsmoral angemessen sind, wenn er Zinsen, Dividenden, Geldspekulationen, arbeitslos eingebrachte Riesengewinne als durchaus im Sinne und Geist der schweizerischen Demokratie erklärt, oder verbindlich schweigend

an diesen Dingen vorbei geht, dann wird es ihm in der Schweiz — wofür die Beispiele sofort zur Hand sind — ausgezeichnet gefallen, er wird sein Publikum und seine Leser finden. — Wenn er aber in diesen wirtschaftlichen Dingen, die endgültig die ganze Geistigkeit eines Volkes, ihr wissenschaftliches, technisches und aus alledem resultierend, ihr seelisches Vermögen bestimmenden Faktoren erkannt hat, wenn er an den ethischen Einrichtungen, die jene wirtschaftliche Organisation stützen, rüttelt, wenn er die Sittlichkeit der Ehe anzweifelt, die Sittlichkeit eines schweizerischen Militärstaates, wenn er die Sittlichkeit der schweizerischen Währung und unseres ganzen Geldwesens in Frage stellt, dann kann er die temperamentvollsten Romane schreiben, kein Verleger, keine Zeitschrift ist dafür zu haben, selbst eine so junge frische Publikation wie der «Schweizer-Spiegel» will den Kopf nicht dafür hin-



John Knittel

halten. Der heute erste schweizerische Verleger aber, sagen wir einmal Orell-Füssli, schreibt ihm: « Wir haben Ihren Roman sofort unserem Lektor gegeben. Er findet die Arbeit ausgezeichnet. Um so mehr bedauern wir, dass wir aus technischen Gründen verhindert sind, das Werk zu erwerben. » — Warum zum Teufel bemühten sie denn erst ihren Lektor?

Aber dasselbe würde diesem Autoren auch im Ausland begegnen. — Die Ver-

leger, die Geschäfte machen wollen — und dazu sind sie Verleger — müssen das Buch ablehnen, das das Publikum ablehnt. Das Publikum hat auch ganz recht, es will Dinge bezahlen, die ihm Genuss bereiten, die ihm behagen, aber nicht Neckartikel, die einen aufregen oder gar wütend machen.

Der Dichter aber lässt sich von Gott und seinem Gewissen auch nicht ewig kujonieren, er schmeisst die Sache hin und wird Propagandachef bei irgendeinem Verkehrsverein.

Insoweit hat es also seine Richtigkeit mit dem Holzboden der Poesie.

Und weil wir just

in der Schweiz daheim sind, reden wir halt vom schweizerischen Holzboden. — Darüber hinaus liegen die Dinge so: Unsere kleine Demokratie hat irgendwie den Gipfel eines durchaus glücklichen, in seiner Art sehr tüchtigen, sehr anständigen Kleinbürgertums erreicht und weiss nun nicht weiter. — Wozu auch weiter? — Was weiter? Nicht einmal unsere Arbeiterschaft, unsere in ihrer Art sehr wertvolle Sozialdemokratie will weiter, hat in

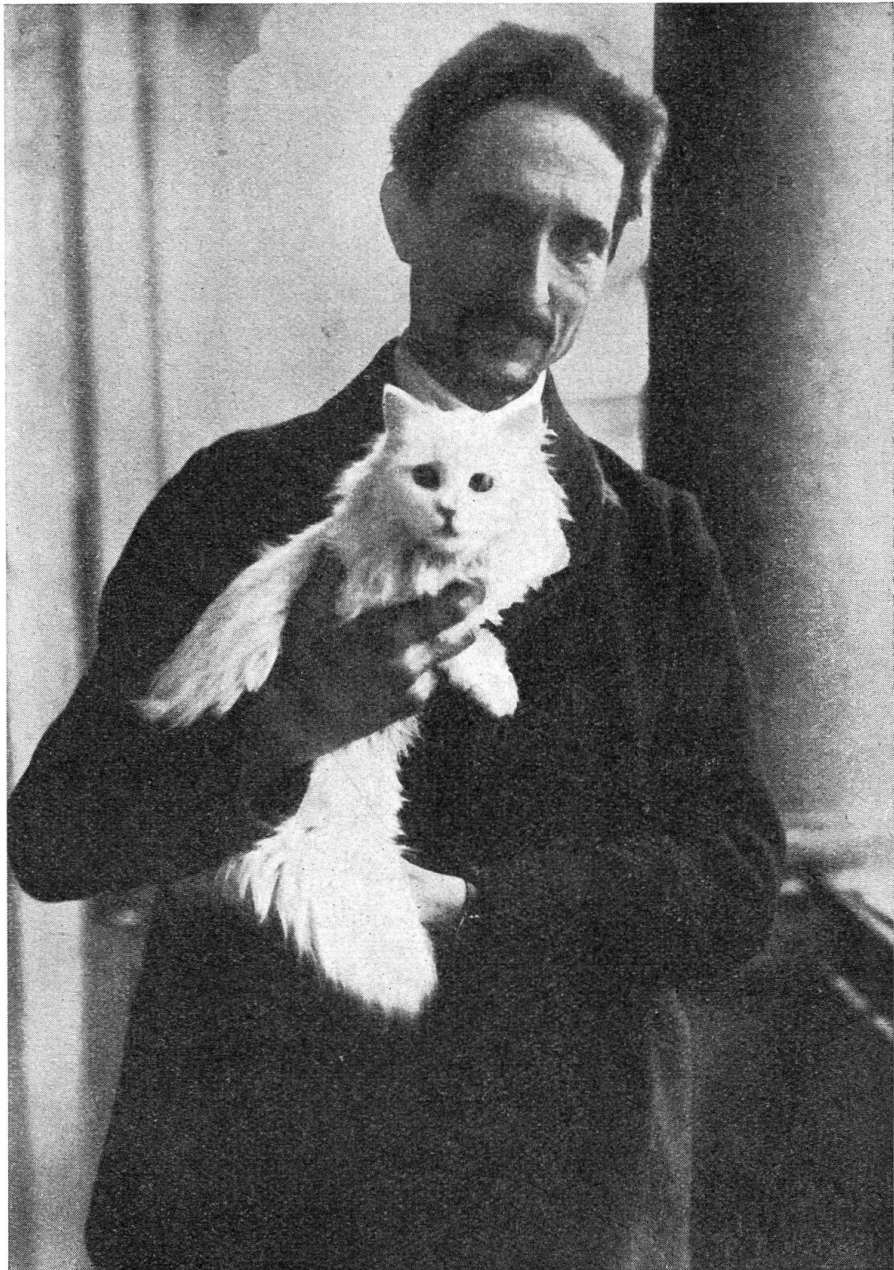
Wahrheit kein höheres Ideal als diese satte, glückliche demokratische Kleinbürgerlichkeit. Kaum dass der äusserste linke Flügel nach etwas sucht, was eine höhere Kultur bedeuten kann.

Das ist, was über die Qualität des Holzes unseres Holzbodens zu sagen wäre. Der kleine Umfang des Ländchens, seine Vielsprachigkeit wären zu überwinden, wenn es gelänge, die geistigen Fesseln unserer nationalen Bürgerlichkeit zu sprengen und das neue Ideal eines einigen Europas, einer einigen Menschheit zu entfalten, auf unserem Länd-

chen, das bis auf weiteres ein vernünftiger Verwaltungsapparat für vernünftige Leute bliebe.

Alexander Castell:

Das schweizerische Publikum scheint mir mehr Interesse und Verständnis zu haben für Malerei und Musik als für Li-



Jakob Schaffner

teratur. Der extrem bürgerliche Charakter des Volkes macht es wohl für Werke zugänglich, die in der Domäne seiner alltäglichen Anschauungen liegen. Da auch die Presse natürlicherweise diese bürgerliche Ethik widerspiegelt, muss künstlerische Tendenz als abseitig erscheinen.

Nun ist zwar zu sagen, dass der Bour-

geois in allen Ländern identisch ist, nur gibt es wenige Länder von derart einheitlich bourgeoisen Struktur wie die Schweiz.

Das mag auf sozialem und ökonomischem Gebiete grosse Vorteile haben, ist aber künstlerisch wenig förderlich. Die Kluft zwischen dem Bourgeois und dem Künstler ist natürlich. Je ethischer ein Stoff ist, um so weniger ist er ästhetisch wertvoll. So emp-

findet der Bürger den Dichter — ich meine den, der nicht seine Bürgerlichkeit verfißt — als einen Aussenseiter, der ihn beunruhigt.

* * *

Dass diese bourgeoise Atmosphäre künstlerischer Produktion nicht förderlich ist, scheint mir eindeutig klar zu sein. Gottfried Keller, dem sie durch die Lebensumstände aufgezwungen war, muss seine Einsamkeit stark gefühlt haben. Sein oft unwirsch Wesen ist wohl als Abwehr zu verstehen.

Im übrigen muss einer, der einen Weg wählt, sich auch seiner Abseitigkeit bewusst sein.

Alfred Fankhauser:

Ob die Schweiz immer noch ein Holzboden für Poeten sei? Soll « Holzboden » ein unfruchtbarer Boden sein, auf dem nichts gedeiht (also eigentlich ein steiniger Boden), oder soll er der grobe Bauernholzboden sein, im Gegensatz zum städtischen, aristokratischen oder gar höfischen Parkett? Ich entscheide mich für die zweite Lesart. Ich schliesse



Lisa Wenger mit ihrer Tochter

aber auch daraus, dass Keller sich unter Poesie und Poeten etwas Besonderes vorstellte. Etwas, dem « Holzboden » wenig angemessen seien. Also etwas Aristokratisches im Reiche des Geistes.

Und demgemäss muss ich glauben, dass die Schweiz sich in dieser Beziehung wenig geändert habe. Sie bleibt ein Holzboden für jede Art von Dichtung, die über den Horizont schweizerischen gemeinen Geistes hinauswächst. Alles wird abgestossen, was nicht den Trott geht, den die Denkweise der breiten Massen seit alters her bei uns gegangen.

Damit habe ich wohl auch die Antwort auf eine weitere Frage gegeben: Ist an dieser Tatsache mehr die materielle oder die geistige Basis schuld? Wir leiden am engen Geiste. Der enge Geist aber ist

der Ausdruck materieller Enge. Wir sind arm, armselig, müssen es sein. Die geistige Topographie verhält sich umgekehrt proportional zu unserer geologischen Topographie. Wir haben, seit es eine Schweiz gibt, keine ausgesprochenen «obern Stände» gehabt. Diese obern Stände (die Bildungsschicht) würden das Parkett für die höheren Dichtungsformen abgeben. In grossen Städten, wo sich die geistigen Interessen konzentrieren, wird jeder künstlerischen Schöpfung Impuls und Atem gegeben. In kleinen Städten oder in ziemlich weitläufigen Dörfern oder gar in rein ländlichen Gebieten vegetiert der Geist. Das heisst, er ist sehr stark ans Vitale, Vegetative gebunden. Kunst aber ist grundsätzlich vom Vegetativen unterschieden, will Stil, erlöste Form, von den materiellen Sorgen gelöste Existenz, will grosse Probleme, geistige Entscheidungskämpfe, die es darzustellen, zu gestalten gibt. Sie will erdgelöstes Leben, Katastrophen und Neugeburten innerhalb dieses unabhängigen von der Erde brausenden Geisteslebens, will sie als Voraussetzung und Gegenstand der Gestaltung. Sie ist Ausdruck einer Not und Sehnsucht, die das vegetative Volksleben nicht kennt.

Die Frage, ob eine erweiterte Landesgrenze

die geistige Enge für unsere Dichtung beseitigen könnte, halte ich für überflüssig. Mit 80,000 Quadratkilometern würden wir ebenso arm dran sein wie mit 40,000. Es würde uns immer die Häufung der Masse in einer grossen Stadt und die dazu gehörende Oberschicht fehlen.

Schweizerische Poeten, sofern sie die wirkliche Kunst suchen, sollen sich ins



*Der Autor und sein Komposition:
 Ein Trotz, ein Rapsignation.
 Der Lina lockt noch imbeisart,
 Der Amen riefst, was Komman wird.*

Karl Fly

Ausland begeben. Mit der Darstellung unserer Eigenart gewinnen sie das Interesse einer ausländischen, anders gearteten geistigen Oberschicht und der geringen heimischen, denen sie unsern Geist im Spiegel zeigen, gleichzeitig.

Ich müsste die aufgestellten Fragen anders beantworten, wenn ich zur « Dichtung » jene in den künstlerischen Zielen beschränkten, aber von vitalem Leben erfüllten Gestaltungen unserer Eigenart zählen würde, wie sie die letzten Jahrzehnte unter der Marke « Heimatkunst » hervorgebracht haben. Ihnen war recht wohl auf dem Holzboden, sie mussten



Meinrad Lienert

aber auch erfahren, dass ihre Weltbedeutung ausserhalb unserer Grenzen aufhörte.

Francesco Chiesa:

Verzeihen Sie, dass ich nur wenig Worte auf Ihre interessante Frage erwidern kann.

Ich glaube nicht, dass die Schweiz (oder irgendein anderes Land) ein Holzboden für Dichter sei.

Ich bin überzeugt, dass Gottfried Keller diese Worte in einem Anfall von schlechter Laune entschlüpft sind.

Ich glaube, dass die Poesie (ich meine hier Poesie im höchsten Sinne) eine vollkommen freie Form menschlicher Tätigkeit und unabhängig von äussern Bedingungen ist.

Wenn in der Umgebung des Dichters alles schön, gut und glücklich ist, so wird der Dichter in sich selbst die nötige Kraft finden, gegen die Gefahren eines allzu sorglosen Lebens zu kämpfen.

Wenn ihm aber die Umgebung feindlich ist, so wird der Dichter (ich meine hier Dichter aus innerer Notwendigkeit) aus eigener Macht die richtige Umgebung schaffen, in welcher er nicht nur Befreiung, sondern auch Trost finden wird.

Paul Ilg:

Ist die Schweiz ein Holzboden für Poeten? Der oft zitierte Ausspruch hat es zu einer für das Schweizervolk unrühmlichen Berühmtheit gebracht. Mir will scheinen, er sei lediglich Ausdruck der Ungeduld eines überragenden Genies, das für seine Offenbarungen nur schwer und langsam die ihm gebührende Resonanz finden konnte. Wie jeder grosse Künstler unseres Landes war auch er in erster Linie

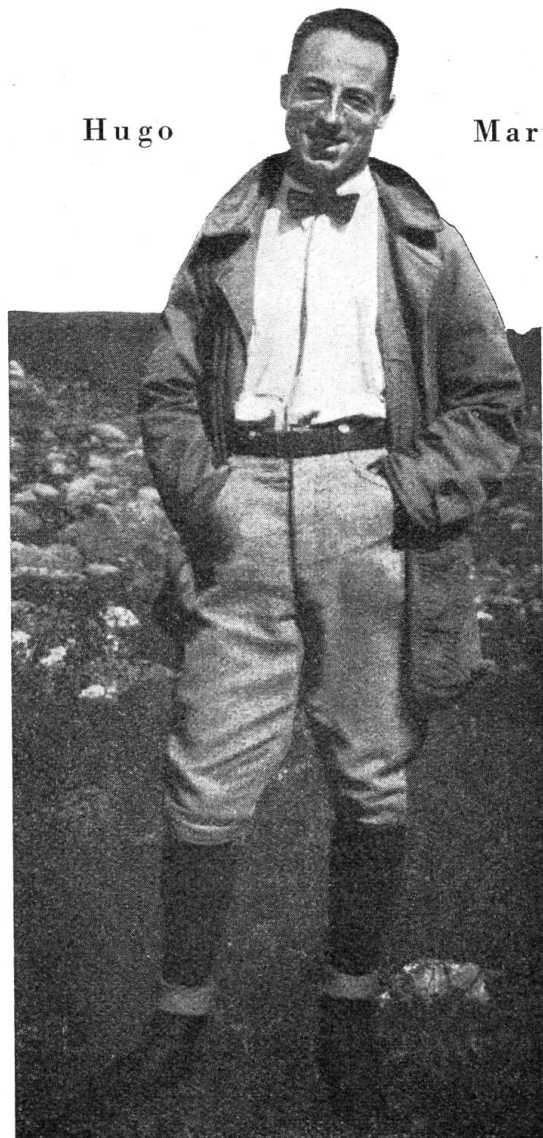
auf internationale Anerkennung angewiesen, um daheim erhöhte Geltung zu erlangen. Die geistige Schicht, die ihn sozusagen auf Anhieb erfassen konnte, war und ist überall dünn. Naturgemäss musste gerade ihm, dem Betreuer heimischer Sitten und Bräuche, an der Wertschätzung seiner Volksgenossen besonders gelegen sein. Daraus entspringt immer und überall die Diskrepanz zwischen künstlerischem Selbstbewusstsein und ungenügender Anerkennung von seiten der engeren Heimat. Der « Holzboden » ist also cum grano salis zu verstehen. Eine grundsätzliche Berechtigung kommt ihm in Hinblick auf andere deutsche Provinzen schwerlich zu. Wäre eine umfassende Statistik über den Verbrauch hochwertiger Literatur überhaupt möglich, so würde die Schweiz wahrscheinlich nicht schlecht abschneiden.

Soll ich an mir selbst exemplifizieren, so stellt sich freilich heraus, dass es nicht die gehaltvollsten Bücher sind, denen meine Landsleute zum Erfolg verhalfen. In der Schweiz bin ich als Verfasser des « Starken Manns » und des « Probus » bekannt: Werke, die einer Zeitstimmung entsprachen und den allzeit trägen Leser gleichsam beim Schopfe fassten. Dass es ein Buch mit viel weiterem Horizont und elementarerer Kraft des Lebensablaufs, wie der « Landstörzter », in bald zwanzig Jahren noch nicht zu einer zweiten Auflage brachte, ist hingegen für die weitere deutsche Lesergemeinschaft nicht minder beschämend wie für die Schweizer im besonderen. Einigermassen trifft das auch auf meine anderen Romane zu. So war z. B. der literarische Erfolg meines « Menschlein Matthias » gross und nachhaltig, ohne

dass deshalb eine Massennachfrage eingesetzt hätte. Daraus meinen Landsleuten einen Strick zu drehen, kann mir jedoch nicht einfallen. Sie lesen, wie ihre deutschen Brüder, viel lieber Autoren, die dem anspruchslosen Publikums-geschmack besser genügen. In Schlesien schafft seit 40 Jahren der unzeitgemässe Dichter Hermann Stehr, für den Gerhard Hauptmann, Thomas Mann u. a. schon manche Lanze gebrochen haben. Wie viele Leser kennen seine hervorragenden Romane und Novellen? Sein geschmeidi-

H u g o

M a r t i



gerer Landsmann Paul Keller hat hingegen die deutsche Leserwelt im Sturm erobert. Es ist überall das gleiche. Aber die Liebe des echten Dichters klammert sich immer wieder eifersüchtig an die Seinen. Wer wollte seine Ungeduld tadeln, wenn er bei mangelnder Gegenliebe von einem «Holzboden für Poeten» spricht?

John Knittel:

«Die Schweiz sei ein Holzboden für Poeten?» Da hat wohl ein jeder etwas zu sagen. Solch' eine Behauptung!

Donnerwetter noch einmal! Sehen wir was Goethe dazu sagt (Auszüge aus seinen Schweizerbriefen):

«Ja, ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen! Diese erhabenen, unvergleichlichen Naturszenen werden immer vor meinem Geiste stehen; ja, ich habe die römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin.»

Weiter:

«Es ist mir nie so deutlich geworden wie die letzten Tage, dass ich in der Beschränkung glücklich sein könnte — — —»

«Jeder Handwerker scheint mir der

glücklichste Mensch — — — wie beneide ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler hinter seiner Hobelbank!»

Weiter:

«Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Oefen antrifft.» (Schweizeröfen.)

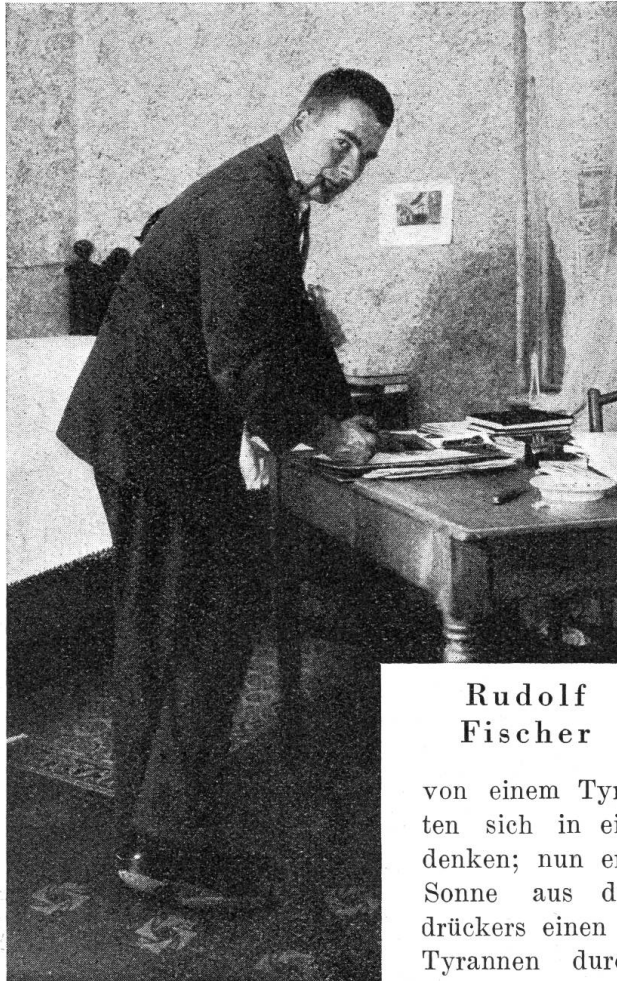
Dabei fangen Goethes Briefe (I. Abtlg.) so an:

«Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles vormachen kann! Besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal

von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick freidenken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das

alte Märchen immerfort, man hört bis zum Ueberdruß, sie hätten sich einmal freigemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien, und da draussen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe wert, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Marmeltier gefangen gehalten wird.

Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes, notgedrungenes Menschen-



**Rudolf
Fischer**

werk, so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen mitten in der grossen herrlichen Natur aus! — — — Und der Schmutz, der Mist! und staunende Wahnsinnige!»

Da Ihr, lieber «Schweizer-Spiegel», mich gefragt habt, was ich zu Gottfried Kellers Ausspruch denke, erlaube ich mir, Ihnen einige kleine Auszüge aus meinen Tagebüchern zu geben, die zufällig hierher passen.

La Poneyre, 29. Mai 1927.

Wir haben heute diskutiert, ob es nicht erwünschenswert wäre, eine kleine Societät von Wissenschaftlern, Psychologen und Schriftstellern in der Schweiz zu gründen. Die Freunde... waren enthusiastisch. Persönlich glaube ich nicht an den Erfolg einer solchen Societät. Grosse Geister sind stets unabhängig und associieren sich sehr selten. Sie verwerfen sogar sehr oft jeglichen Meinungs Austausch, um in sich selbst klar zu bleiben. Das kommt wohl daher, dass Meinungen nichts sind als die Farben der Gefühle durch ein Prisma gesehen, und so wie die Gefühle sich ändern, müssen sich deshalb auch die Farben ändern. Schon deshalb ist derjenige, der immer derselben Meinung ist, entweder sehr dumm oder sehr eingebildet, ja sogar sehr oft unehrlich.

30. Mai.

Ich habe gehört, dass Tolstojs Tochter der Zulass in die Schweiz verboten worden sei, weil sie eine Russin ist. Dieses schäbige und heuchlerische Benehmen meiner Landsleute in Bern treibt mir das Blut der Schande in den Kopf. Die arme Frau, am Hungertuch nagend, will ja nur Vorträge halten. Politik! Wer wird endlich einmal unsere Philister, un-

sere selbstbefriedigten, engherzigen Bureaukraten unserer gesegneten «Republik» von ihren Stühlen wegschrauben? Wer wird je mein liebes Land in ein zivilisiertes Land erleuchteter Seelen verwandeln? Die Polizei regiert mein Land, und unsere Sklavenseelen sehen es entweder nicht, oder sie wollen es nicht zugeben.

Das kommt alles aus unserer Halbkultur, aus dem Spezialistentum hervor. Das kommt von unserer obersten Selbstzufriedenheit. Wir sind physisch die faulsten Leute auf der Welt und wahrscheinlich essen und trinken wir mehr als irgend ein anderes Volk in Europa.

Weg von diesem kleinlichen Sein. Weg von diesen kleinlichen Rechnungen und Verrechnungen, nur nicht so viel Klatsch über Selbstrespekt, über Staat und Bürgertum. Weg vom Schullehrerjournalismus, von dem ewigen Patronisieren der Heimatkunst, wie schlecht sie auch sei.

Die Schweizer sind in den Händen der kleinen Bureaukraten. Alles wird von einem Staatsbeamten nachgesehen. Alles ist Departamänt. Geht ein Schweizer von einem Kanton in den andern, so muss er sich als «étranger» anmelden. Geht ihm die Blutlaus an die Birnbäume, so werden die Stämme blau angestrichen. Ueberall steht «Halt da!» Verboten! Achtung! Warnung! und immer steht darunter die Drohung mit Gesetz und der Paragraph und der Betrag der Busse.

Menschen, die sich so behandeln lassen, sind ihrer eigenen Kleinheit nicht bewusst. Die müssen allerdings regiert werden und können deshalb nicht «frei» sein.

S o n n t a g.

Da schiessen sie wieder in Glion. Wer wird einmal diesem Sonntagsunfug ein Ende machen? Gibt's nichts Besseres zu tun für die besten jungen Männer in unserem Lande, als am Sonntag diese, von der Militärpartei verordnete, Mordkunst zu praktizieren?

Was ist denn das für ein Land, wo die Menschen von Liebe zur Natur sprechen, wo sie die Aussichten von ihren Hotelzimmern aus den Ausländern verkaufen und dabei keinen Finger rühren, wenn ihnen die schönsten Täler, die lieblichsten Anhöhen vom « Departamänt » aus mit Telegraphenstangen und eisernen Türmen und Hochspannungen verhunzt werden. Utilität! Jawohl! Banalität und Dummheit allein kann dermassen ein Land verstümmeln. Moderne Utilität ist Gemeinheit. Das Handwerk engdenkender, halb kultivierter Menschen. Die gewöhnlichsten, schrecklichsten architektonischen Fehlgeburten sieht man bei uns in der Schweiz. Von allem dem scheint unsere demokratische Majorität nichts zu wissen...»

Trösten wir uns. Im übrigen Europa sehen die Dinge nicht besser aus als bei uns. Die Holzböden sind auch dort zu finden. Vergessen Sie nie, lieber « Schweizer-Spiegel », Poeten und Künstler beklagen sich immer. Deshalb schaffen sie etwas Besseres als der « Staat » und deshalb verehrt sie der « Staat », wenn der Tod sie aus dem Wege geräumt hat.

Meinrad Lienert:

Der bekannte Ausspruch unseres grossen Erzählers, die Schweiz sei für Poeten ein Holzboden, den man eben grad für ihn nur streckenweise gelten zu lassen

braucht, mag, im allgemeinen, heute noch manches, ja viel für sich haben. Was nun diesen Holzboden ausmacht, das lässt sich hier nicht so geschwind sagen, das bedürfte längerer Ausführungen. Die lieben Eidgenossen, oben und unten, könnten das übrigens merken oder gemerkt haben, ohne dass man es ihnen sagt. Mir wenigstens widerstrebt es durchaus, den « Klagmarterer » zu machen.

Was mich selber anlangt, so muss ich bekennen, dass mir dieser Holzboden auch schon, und mehr als einmal, ein dielenguter Tanzboden war. Es ist noch nicht lange her, so habe ich mit « Myner » auf diesem Holzboden einen altschwyzerischen Gautanz probiert, und das war am 60. Geburtstagsfestlein, das mir doch die Oeffentlichkeit geboten hat. Dabei habe ich im ganzen Lande herum eine freundliche, anerkennende Stimme hören dürfen. Das ist doch auch etwas, oder nicht? Freilich mag es dann sein, dass die Schweiz vorab in materieller Beziehung für die Poeten, und vielleicht nicht für die geringsten, eine steinige, unfruchtbare Gegend ist, indem auch das beste Saatgut nur ungenügende, ja betrübend unansehnliche Ernten ergibt. Doch gilt auch hier das alte Volkswort: « Wem's will, dem will's », so dass doch ab und zu einer auch da reichlich, und nicht immer im Verhältnis zur Saat, erntet.

Gönnen wir's diesen von Herzen und hoffen wir von einer kommenden Zeit (es sieht ja freilich gegenwärtig nicht danach aus) für alle wahrhaft segenbringende Dichteraussaat das holde Wunder, dass sich der schweizerische Holzboden, wie einst des minnesingenden Tannhüusers Stab, in jeder Hinsicht in ein fruchttragendes, goldgrünes Feld verwandle.

Hugo Marti:

Ist heute nicht alles Geklage über den «schweizerischen Holzboden» eine klägliche Sache? Berufung auf ein Wort des Unmuts von Gottfried Keller macht das Gejammer weder erträglicher noch glaubwürdiger. Denn ist, wer so klagt, auch gewillt, Kellers Schicksal auf sich zu nehmen, ehe er Kellers Wort in seinen Mund nimmt: in der Fremde hungernd sich durchzuschlagen, Fahnenstangen zu malen, in der Heimat aktiv zu politisieren und verantwortungsbewusster Staatsbeamter zu werden? Fällt ihm nicht ein. Er jammert lieber, solo, am Kaffeetisch, in der Gewerkschaft geistiger Arbeiter.

Es ist nicht die enge Landesgrenze, nicht der enge geistige Horizont unserer kleinen Städte und Kantone, die dem Schriftsteller zum Verhängnis werden, sondern seine eigene äussere und innere Trägheit. Das andere — Horizont und Grenze — bedrückt nur den, der es starr und ohne Humor und tatenlos fixiert; dem allerdings kann es zur Besessenheit und zur Marter werden.

Darum: Vorher fliehen! Den Weg in die Welt unter die Füße nehmen, den Wind der Weite sich um die Nase pfeifen lassen! Aber nicht als Schriftsteller auf Studienreisen — als alles andere lieber. Mit einer Beschäftigung, ehrlichen Arbeit, schweren Pflicht, zünftigen Verantwortung auf dem Buckel, damit auch der Schriftsteller einmal mit dem Leben zu tun habe. Vielleicht vergisst er darob die Schriftstellerei; dann ist's nicht schade um sie.

Sicher lernt er so erst die Heimat kennen. Sieht sie im Verhältnis zur Umgebung, zu Europa, zum Ganzen. Sieht,

ihre engen Grenzen durchbrechend, ihre Funktion, Bedeutung, Notwendigkeit und lernt sie schätzen. Spürt einmal, einmal — wenn es ihm draussen so recht bodenbös geht — die Sehnsucht nach ihr, die Liebe zu ihr, die törichte, erschütternde Liebe zur Heimat. Und die vergisst er nie mehr. Kehrt er zurück und hört die Daheimgebliebenen, Stubenwarmen, Sitzledernen über die engen Grenzen und den engen geistigen Horizont krakehlen, so steigt ihm der Ekel in die Gurgel über das Geschwätz.

Nicht Hochgebirge und Jura beengen unsern Horizont, sondern der Kulissenparnass aus Papier mâché et remâché helvetischer Selbstgenügsamkeit; nicht Kantönligeist und Kirchturmpolitik hindern schweizerischen Geistflug, sondern dass an jeder Gemeindegrenze ein literarischer Bannwart und Lokalpoet den willig gespendeten Ruhmeszoll einkassiert. Ja, weil hier in der Schweiz jeder Gelegenheitsverseschmied als ernst genommen sein wollender Dichter auftreten darf, jede Mittelmässigkeit ermuntert wird und sich jeder entgleiste Durchschnittsschüler als Grüner Heinrich fühlt, weil jedes Druckwerk seine Leser und Lober findet und weil die Treibhausluft gegenseitiger Rücksichtnahme unser geistiges Normaklima ist: darum ist die Schweiz ein Holzboden — aber nicht für die Poeten, bewahre, sondern höchstens für die Poesie.

Jakob Schaffner:

Ich glaube nicht, dass die Schweiz mehr Holzboden für den Dichter ist als irgendein anderes Land; ich bin sogar zweifelhaft, ob Keller damals recht hatte, die Schweiz damit besonders sprichwört-

lich zu machen. Wenn wir uns an Ibsens Erfahrungen mit Norwegen und an die Erfahrungen Multatulis mit Holland erinnern, so schneidet die Schweiz scheinbar nicht einmal schlecht ab; sie hat ja ihrem grössten Dichter sogar ein Amt gegeben. Ob dies Amt für den Poeten ein Begräbnis erster Klasse bei lebendem Leib war oder nicht, ist dann wieder eine Frage für sich. Jedenfalls hat die Schweiz Keller geehrt, wie kaum in einem andern Land ein heimischer Dichter geehrt wurde, nachdem es ihm gelungen war, ins 70. Jahr zu kommen. Für den Goethe bis 60 Jahren ist auch Deutschland ein verzweifelter Holzboden gewesen.

Im übrigen kann ich wie jeder nur aus eigener Erfahrung reden. Ich hatte mit meinem Vaterland ein wenig mehr Pech, als mir heute lieb ist. Es ist mir die ganze Bildung schuldig geblieben. Es hat sich die Schulung und Erziehung meiner jungen Persönlichkeit aus der Hand nehmen lassen. Mehrere ernste Versuche, in meiner Heimat zu einem jungen geistigen Glück zu kommen, wurden von schweizerischen Männern abgeschlagen. Holzboden fand ich auch später, als ich zu dichten begann. Ich begegnete Interesse, aber ich muss es schon sagen, keiner grosszügigen Hilfe. Es machte mir durchaus nicht den Eindruck, dass man auf meinesgleichen eingerichtet sei. Wollte man mir aber den Stolz verschaffen, aus eigenen Kräften geworden zu sein, so ist diese Absicht ziemlich weitgehend gelungen. Auch der frühe Hinweis auf grössere Länder, als die Schweiz eines ist, fand eine Auswirkung, die später beklagt wurde — mit Unrecht! Einmal geht jedes Tierchen seiner Nahrung nach — hier Bildung und Erfolg — und

dann sucht sich jeder Arbeiter das Feld nach der Grösse seiner Werkzeuge und der Kraft seiner Arme. Mein Exil, um auch davon zu sprechen, ist also kein mutwillig selbstgewähltes. Und auch die glänzende Fremde ist Fremde.

Ein Versuch, dem vaterländischen Boden etwas Humus aufzulegen, ist die Schweizerische Schillerstiftung, die viel Gutes gewirkt hat und auch mir in zwei Fällen zugut gekommen ist. Sie ist ein Werk des Volkes, nicht des Bundes. Der Bund, das muss einmal gesagt sein, ist für den Dichter glatter Holzboden, und zwar gute Eiche. Für die bildende Kunst sind nicht unreichliche Mittel flüssig, und zwar à fonds perdu. Seine Vorsorge für das Leben der Dichter betätigt sich in der Werkbeileihung, aus welcher die Dichter auf ein begonnenes Werk einen Vorschuss bekommen können, den sie beim Erscheinen des Buches auf Heller und Rappen zurückzuzahlen haben, um nachher so arm zu sein wie vorher, denn wie viele von uns können von ihren Büchern leben? Höchstens einer, und der bin nicht ich. Ich weise auf diese Einrichtung nicht hin, weil ich einem persönlichen Verdruss Luft machen will, sondern weil ich gefragt bin, und weil ich andern helfen möchte, die vielleicht noch schwerer kämpfen müssen als ich.

Das einzige aktive Eingreifen des Bundes ins Leben eines Dichters, das ich kenne, ist die Sperrung der Schillerstiftung für diesen in seiner allerschwersten Zeit von bundeswegen aus politischen Gründen, obwohl die Stiftung keine Bundesgründung, sondern eine Gabe des Volkes für seine Dichter ist. Es tut mir leid, sagen zu müssen, dass der Bund nach seiner ganzen Praxis sich bisher

zum mindesten nicht als Freund unseres Schrifttums erwiesen hat. Vielleicht sind wir aber selber an diesem Verhältnis mit schuld durch unsre übertriebene bürgerliche Bescheidenheit.

Ich habe lange und genau überlegt, ob ich diese Dinge in die Öffentlichkeit bringen darf und soll; ich bin es unsern jungen Dichtern schuldig, Mut zu zeigen. Es wird nun wieder erklecklich hageln, aber vielleicht trage ich ein wenig dazu bei, dass der Weg eines neuen Gottfried Keller nicht so skandalös schwer ist wie der des ersten — und wie meiner war.

Ueber die Aufnahmefähigkeit und das lebendige Interesse des Schweizer volkes habe ich nur Gutes zu sagen; diese Kulturdichtigkeit gibt es in keinem andern Land.

Lisa Wenger:

Sehr geehrter Herr! Ich habe gezögert, Ihre Fragen zu beantworten, denn ich persönlich habe mich in keiner Weise über die Schweiz und die Schweizer, meine Arbeiten betreffend, zu beklagen.

Aber Sie reden von Poeten. Das ist ein ander Ding. Ich bin sehr begierig, zu hören, was die Dichter sagen werden.

Mit freundlichsten Grüßen

Lisa Wenger.

Frage 1. Glauben Sie, dass die Schweiz ein Holzboden für Poeten ist?

Ja, im tieferen Sinn. Die Anschauungen des Schweizers und des Dichters gehen weit auseinander. Sie sind von Natur Gegensätze; der Schweizer ist nüchtern, Poesie ist ihm wesensfremd. Dichter scheinen ihm nutzlose Gesellen. Der Schweizer ist erwerbstüchtig — der Dichter mit seinem kargen Einkommen nötig

ihm nicht Achtung ab. Der Schweizer begeistert sich schwer für Dinge der Poesie — der Dichter braucht Enthusiasmus, um zu gedeihen, er muss das Echo seiner Werke hören. Der Schweizer fürchtet sich vor Gefühlen, mehr noch davor, seine Gefühle zu zeigen. Sogar, wenn er Gefühle hat, äussert er sie nicht dem Dichter gegenüber. Wohl aber tut er das, wenn er Aussetzungen zu machen hat. So erfährt der Dichter wenig Aeusserungen der Freude, also wenig Dank. Doch gerne Kritik. Der Schweizer liebt seine Dichter nicht, wie z. B. der Franzose es tut. Erringt aber einer unserer Dichter den Nobelpreis, dann: Hut ab. Vorher erscheint dem Schweizer der Dichter, der dieses Preises würdig erachtet wurde, als sonderbar, als ein wenig lächerlich, denn er ist notgedrungen anders als der Durchschnittsschweizer.

Also ist die Schweiz wirklich ein Holzboden für den Poeten. Viel weniger für den Erzähler. Gar nicht für den, der allerschweizerischste Eigenart besingt.

Frage 2. Sind es vor allem geistige Gründe, oder materielle?

Zum Teil ist diese Frage oben beantwortet. Aber auch Materielles spricht mit. In einem so kleinen Lande ist der Umsatz klein, der Ertrag verhältnismässig gering. Es kostet auch Mühe, seinen guten Ruf über die Grenze zu tragen. Der Schweizer-Verleger hat Mühe, sich den grossen Verlegern jenseits der Grenze gegenüber zu behaupten. Der französische Dichter kann kaum in der Schweiz fortkommen. Er kann nicht durchdringen. Kaum findet er Verleger für seine Arbeiten. Wäre die Schweiz ein grosses Land, sollte der Dichter durchaus in sei-

nem Lande bleiben, denn auch er findet da die Wurzeln seiner Kraft, nämlich seine Eigenart. Unsere grossen Dichter lebten zum grössten Teil in der Schweiz, und sind dennoch geworden, was sie werden sollten. Je grösser ein Dichter ist, um so weniger spielt die Grenze eine Rolle.

Frage 3. Halten Sie es für einen schweizerischen Dichter für vorteilhaft, im Ausland zu leben?

Was die Schönheit der Sprache betrifft, ist es sicherlich ein Vorteil, im Ausland zu wohnen. Sie macht unsern Dichtern naturgemäss mehr zu schaffen als den Ausländern. Spitteler lebte lange Zeit ausserhalb unseres Landes und schrieb ein schönes Deutsch. Er beherrschte es vollkommen. Auch Schaffner erfreut sich einer hervorragend schönen Sprache. Es ist sehr wohl möglich, dass es für den deutschsprechenden Dichter ein Vorteil wäre, jenseits der Grenze zu wohnen.

Ist aber die Begabung des Dichters ausschliesslich schweizerisch, zieht es ihn zum Kleinbürger, zum Bauern, nach Seldwyla, dann soll er im Lande bleiben.

Geht sein Talent weiter, hat er allgemeine Interessensphären, ist er überhaupt nicht schweizerisch eingestellt, tut er gut daran, den grösseren Horizont zu suchen. Doch kann er dort verflachen. Kann hier versumpfen. Es kommt wohl zu allermeist auf ihn selbst an, auf seine Persönlichkeit, seine Grösse.

Geld wird er sicherlich draussen mehr und leichter verdienen, besonders wenn ihm das heimatliche Talent, sein Können auch zu verwerthen, geschenkt ist.

Frage 4. Sind Sie also mit Gottfried Kellers Zitat einverstanden?

Ja, wenn der Poet gemeint ist.

Für Boxer, Tennisspieler, Fussballspieler, Kinokünstler ist die Schweiz natürlich gar kein Holzboden. Im Gegenteil. Sie ist in dem Falle eine Blumenwiese. Sie strömt über von Hochachtung, Begeisterung und Liebe und versteigt sich, wenn auch heutzutage nicht mehr zum Ausspannen der Pferde, so doch zu einer tausendköpfigen Demonstration. Wann wäre das je einem Dichter begegnet? Die ältesten Leute können sich daran nicht erinnern.

